



**Bericht des Landesbischofs  
zur Konstituierenden Tagung der 25. Landessynode  
der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers**

**21. Februar 2014**

---

*(es gilt das gesprochene Wort)*



## Die Landessynode als eine Glaubensgemeinschaft in öffentlichem Auftrag

*„Oh ihr Bischöfe! Wie wollt ihr es vor Christus verantworten, dass ihr das Volk so schändlich habt dahingehen lassen und euer Amt nicht einen Augenblick verwaltet? Dass euch dafür nicht alles Unglück treffe!“*

Von wem kann ein solcher massiver Aufruf an die Bischöfe erfolgen? Natürlich von Martin Luther, der diese Sätze in seiner Einleitung zum Kleinen Katechismus voranstellt. Und so beginne ich meinen ersten Bischofsbericht vor der 25. Landessynode mit Martin Luthers kritischem Blick auf die Kirche und ihr Personal. Wie sieht es aus im Land, aber vor allem: Wie sieht es aus innerhalb der Kirche und mit ihren Bischöfen? Das waren scharfe Worte, mit denen er auf die Lage im späten Mittelalter reagiert. Und die Kritik ist vehement:

*„Hilf, lieber Gott, wie viel Jammer habe ich da gesehen! Der ungelehrte Mann weiß doch gar nichts von der christlichen Lehre, besonders auf den Dörfern, und viele Pfarrer sind sehr ungeschickt und untüchtig zu lehren. Und doch wollen sie alle Christen sein, getauft sein und die heiligen Sakramente genießen, obwohl sie weder das Vaterunser noch das Glaubensbekenntnis oder die zehn Gebote kennen, sondern sie leben dahin wie das liebe Vieh.“*

Heute würde man vermutlich mit einem solchen Wort vor einem Pastorenkonvent oder in einer Gemeindeversammlung seinen Ruf endgültig ruinieren und könnte die Koffer packen oder kassiert eine Anzeige wegen übler Nachrede. In der Reformationszeit allerdings galten solche Äußerungen als üblich. Die Auseinandersetzungen über Lebenshaltungen und religiöse Positionen wurden scharf pointiert und mit sprachlicher Wucht ausgetragen.

Dennoch bleiben in dieser beißenden Beschreibung Luthers auch Fragen, die man an unsere Lage stellen darf. Wie schaut es aus, das Leben in unserer Kirche? Wie sieht das Leben der Christen, der Christinnen in einer Gesellschaft aus, die immer unkirchlicher zu werden scheint? Was tun eigentlich die Bischöfe und die kirchenleitenden Gremien? Und wie religiös gebildet oder ungebildet sind die Christen und Christinnen eigentlich, also zum Beispiel die mehr als 3,7 Millionen evangelischen Christen in Niedersachsen? Wie verständlich begründen sie ihre Haltungen und Positionen, wo binden sie sich ein in die Debatten der Gegenwart? Wie antworten sie auf die zunehmende Unkirchlichkeit? Wie halten wir fest am Glauben und bleiben dennoch vernünftig in der Betrachtung der Welt? Auf die Frage nach dem christlichen Glauben wird zunehmend nicht mehr der eigene Glaube erklärt, sondern man verweist auf den Glauben der Kirche. Die Kirche soll den Glauben erklären.

Übrigens ist das eine ähnliche Form, die im Mittelalter, zur Zeit Martin Luthers auch galt. Martin Luther schreibt darüber mit ironischem Zungenschlag:

*„Ach, das weren mir die feinsten Christen und die güldenenen Brüder, (prächtige Leute) ... sie glauben, was die Kirche gleubt, und wie man von den Polen sagt, das sie sagen sollen: ich glaube, was mein König gleubt. Warum nicht? Wie künd ein besser glaube sein, der weniger mühe und sorge hätte denn dieser?“<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> WA 30,3, S.562



Machen wir es uns mit dem Glauben manchmal zu leicht? Zur Illustration dieser von Luther verurteilten Haltung des einfachen Glaubens wurde die Geschichte vom Köhlerglauben erzählt:

Einmal suchte der Teufel einen Köhler auf. Tief, tief im Wald. Er wollte ihn in Versuchung führen, denn er wusste, dass kaum jemand so ungebildet sei wie der Köhler, der in der Einsamkeit des Waldes, abgeschieden von jeder Zivilisation ein mühevolleres Leben führte. Bäume schlagen und zu Holzkohle verarbeiten war sein Tagwerk. Ein Köhler hatte keine Zeit, theologische Belehrungen zu genießen oder über den eigenen Glauben nachzudenken. In der Hoffnung, den Köhler auf Abwege und in Widersprüche zu verstricken, fragte ihn der Teufel, was er denn glaube. Doch der Köhler war keinesfalls auf den Kopf gefallen und erkannte die dämonische Absicht. Da er wusste, dass er über den Glauben nichts wusste, antwortete er: „Ich glaube das, was die Kirche glaubt.“ Der Teufel fragte nach: „Was glaubt denn die Kirche?“ Doch der Köhler ließ sich nicht aus seinem schlichten Konzept bringen. „Das, was ich glaube.“ Der Teufel erkannte, dass er diesen Zirkel nicht durchbrechen konnte und kehrte unverrichteter Dinge wieder zurück in seine Hölle. Die Seele konnte er nicht rauben, denn die Kirche gab ihr an religiöser Außenstützung, was ihr an eigener Glaubenskraft fehlte. Für die alte Kirche war der Köhler zwar kein großer Heiliger, aber doch ein klares Vorbild im Glauben in dieser *Fides implicita*.

Martin Luther aber hat diese Geschichte weiter erzählt. Er wollte die Schwäche dieser Erzählung aufdecken. Er war davon überzeugt, dass der Teufel am Ende die Seele des Köhlers doch bekommen würde, weil es ihm an eigener Glaubensstärke fehle. Wer direkt vom Teufel des Unglaubens angefochten wird, muss ihm aus eigener Glaubenskraft widerstehen. Wer andere für sich glauben lässt, wird am Ende in die Hölle des Zweifels fahren. Der schlichte Köhlerglaube, der selbst nicht weiß, wessen er gewiss ist, ist keine Seelenkraft.

*„Denn wo diese nicht anders haben denn also (das, was von anderen) geglaubt (wird), ...(glauben sie sich) in den abgrund der hellen hinein.“ (S.562f)*

Man kann diese Geschichte vom Köhler und dem Teufel, die im Mittelalter erzählt worden ist, auch als eine moderne Parabel für unseren Umgang mit Religion verstehen. Viele wissen selbst nicht mehr, was sie glauben, deshalb schauen sie auf Vorbilder des Glaubens, den Papst zum Beispiel und lassen es damit gut sein. Hauptsache, eine große religiöse Chiffre existiert noch, die für mich glaubt, auch wenn ich selbst nicht mehr benennen kann, was meinen Glauben ausmacht. Und die vorgeschlagenen Lebensordnungen halte ich sowieso nicht. Uns Protestanten fällt es – wie Martin Luther aufgedeckt hat – schwer, in der Haltung des Köhlers eine angemessene Glaubensposition zu finden. Nicht selbst benennen zu können, was meinen Glauben ausmacht, sondern allein auf die Kirche zu verweisen, das reicht nicht.

Wenn es in der katholischen Liturgie heißt: „Gott, schaue nicht auf meine Sünden, sondern auf den Glauben der Kirche“, so ist das tröstlich, ruft aber sofort die Frage auf: Was aber ist denn der Glaube der Kirche? Und warum sollte mich der Glaube der Kirche retten, wenn ich nicht zu sagen weiß, woran ich eigentlich

selbst glaube? Der Glaube ist das Zentrum christlicher Überzeugung. Und wir sind berufen, ihn zu bezeugen. Wir werden in dieser Synode sicher über viele Ordnungsfragen debattieren, Diskussionen über ethische Fragen führen und damit – mehr oder weniger – auch die Zehn Gebote auslegen. Doch das ist erst der zweite Schritt. Martin Luther:

*„Aus diesem siehst du nun, dass der Glaube eine ganz andere Lehre ist als die Zehn Gebote. Denn jene lehren wohl, was wir tun sollen, diese (der Glaube) aber sagt, was uns Gott tut und gibt. Die Zehn Gebote sind auch ohnehin in die Herzen aller Menschen geschrieben, den Glauben aber kann keine menschliche Klugheit begreifen, und er muss allein vom Heiligen Geist gelehrt werden. Darum machen die Zehn Gebote noch keinen Christen, denn es bleibt immer noch Gottes Zorn und Ungnade über uns, weil wir es nicht halten können, was Gott von uns fordert. Aber dieser Glauben bringt nur Gnade, macht uns tüchtig und Gott angenehm.“<sup>2</sup>*

Und über diesen Glauben und dessen Kraft, über seine Pflege und seine Ausbreitung sind wir in der Landessynode zusammen. **Wir sind eine Glaubensgemeinschaft mit öffentlichem Auftrag.** Kein Organisationsteam, keine Planungsgruppe und kein Parlament. Hier geht es nicht ums Rechthaben, sondern um die Gemeinschaft der Gerechtfertigten. Wir sind als Kirche zusammen, um auf die Frage „Was ist das mit dem christlichen Glauben?“ eine Antwort zu geben. Als Christinnen und Christen sitzen wir zusammen, um das Spannungsvolle und Nachdenkliche, das Ehrliche und Tröstliche des evangelischen Glaubens in dieser Welt zu kommunizieren.

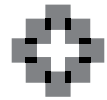
## Landessynode

Viele große Worte über die Aufgabe der Landessynode haben Sie schon gehört, deshalb nehmen Sie meine Sätze nicht als verfassungsmäßige Auslegung, sondern als eine geistliche Anmerkung zu unserem Miteinander. In der Vorrede zum Großen Katechismus beschäftigt sich Martin Luther auch mit dem Einwand, wenn man das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die Zehn Gebote kennt, dann habe man seinen geistlichen Dienst schon getan.

*„Darüberhinaus hilft es gewaltig gegen den Teufel, die Welt, das Fleisch und alle bösen Gedanke, wenn man mit Gottes Wort umgeht, davon redet und darüber nachdenkt, so wie auch der erste Psalm die selig preist, die Tag und Nacht über dem Gesetz Gottes sinnen.“ (S.40)*

Zum Rhythmus unserer Gemeinschaft hier in der Landessynode gehört, dass wir jeden Morgen mit einer Andacht in der Kapelle beginnen, unser Tagwerk um 12.00 Uhr mit dem Mittagsgebet unterbrechen und mit dem Abendsegen auseinandergehen. Doch wie wäre es, wenn es zukünftig auf jeder Tagung auch eine Bibelarbeit geben könnte, also eine intensive theologische Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift? Vielfältig beziehen wir uns in den Landessynodal-Debatten auf die Bibel. Gerade zum Ende der vergangenen Synode haben wir uns noch einmal mit strittigen Auslegungen der Bibel zu Fragen der Homosexualität beschäftigt.

<sup>2</sup> Evangelische Bekenntnisse, Bd. II, Der Große Katechismus, Bielefeld 2008, S.95



Wie verstehen wir die Schrift und warum so unterschiedlich? Da hülfe es doch, wenn wir uns regelmäßig – einmal pro Landessynodaltagung – einer Interpretation aussetzen. Als Anregung. „Und Gottes Wort ist ... eine Kraft Gottes, die dem Teufel brennendes Leid zufügt und uns über alle Maßen stärkt, tröstet und hilft.“ So schreibt Luther. Eine Bibelarbeit als Stärkung, Hilfe und Trost in jeder Landes-synode, das wäre doch was. Und wenn sich der Teufel darüber ärgert, freut es uns auch. Damit verbunden gleich ein Weiteres. Unser Dienst in der Landessynode liegt oft in der Gestaltung des kirchlichen Lebens nach innen. Doch manchmal erscheint es mir, als ob diese Innensicht so ausgefeilt ist, kompliziert ist sie sowieso, dass uns eine Wahrnehmung unseres Tuns in der Öffentlichkeit fast bedeutungslos erscheint. Wir sollten sicher nicht unsere Tagesordnung nach der öffentlichen Relevanz gestalten und deshalb die Themen suchen, die vorrangig auf breites Interesse stoßen. Man kann manchmal klagen, wenn die Kirche zu allen möglichen Angelegenheiten etwas sagt, aber die Stellungnahme der Landessynode in ihrer letzten Sitzung im November 2013 zum Thema der Flüchtlinge fand auch öffentlich Gehör. Und die Verhältnisbestimmung zwischen Kirche und Judentum, die wir in die Verfassung aufnahmen, ebenso. Unsere Debatten und Entscheidungen müssen den öffentlichen Auftrag der Kirche immer mitbedenken. Wir sind keine esoterische Gemeinschaft, die ihren Bestand in geschützten Räumen absichern will. Unser Glaube ist immer auch ein Ärgernis gewesen. Auch das Handeln der Landessynode muss ein öffentliches Interesse erzeugen, sonst hören wir auf, unseren missionarischen Auftrag ernst zu nehmen.

Manchem erscheint eine solche Haltung schon beinahe fremdartig: Wie, die Landessynode als öffentliches Organ? Gustav Heinemann hat in seiner Ansprache über Synode und Parlament 1971 darauf hingewiesen, dass die jahrhundertalte Vorherrschaft in Deutschland der staatskirchlichen Ordnungen eher eine Stütze der ständischen und der staatsbürgerlichen Ungleichheiten gewesen ist, dass aber in England ein kirchlicher Aufbau aus brüderlicher Gleichberechtigung ihrer Glieder in den staatlichen Raum hineinwirkte. Wo sind wir beispielhaft? In der Geschwisterlichkeit unseres Tuns, in der Bearbeitung der Themen, in der Auswirkung unserer Entscheidungen? Ich habe erlebt, wie mir Christen in Brandenburg erzählten, dass die Freiheit in den Synoden und das demokratische Miteinander in Kirchengemeinderäten, welches zu DDR-Zeiten gepflegt wurde, in der Wendezeit ein starkes Motiv für die neuen staatlichen Behörden war, Vertrauen in die Kirche zu haben. Vielleicht ist der Mangel an Freiheit und der Mangel an Demokratie heute nicht das Problem in unserem Rechtsstaat. Aber immer deutlicher wird, dass es einen Mangel an Bindungskraft für die Freiheit gibt in unserer Gesellschaft. Freiheit dient nicht zuerst dem individuellen Vergnügen, sondern ist ein Dienst am Gemeinwohl. Vielleicht können die Kirchen an dieser Stelle beispielgebend sein, weil sie hartnäckig bleiben in der Behauptung, dass Freiheit nicht nur bedeuten kann, die individuellen Lebenschancen so gut wie möglich zu nutzen. Wolfgang Huber formulierte jüngst dazu spitz: „Freiheit ist individuell, aber nicht egozentrisch“ (Ethik, München 2013, S.11) Deshalb gilt, dass jedem der gleiche Zugang zur Freiheit zu gewähren sei, also die Freiheit aller anzuerkennen. Und wenn dieser Satz gilt, lautet der Auftrag, sich für all jene einzusetzen, die keinen oder nur einen beschränkten Zugang zu diesen Freiheitsrechten haben. Die Freiheit, verstanden in der jüdisch-christlichen Tradition, ist bleibend eine gebundene Freiheit, die um der Freiheit aller willen gedacht und gelebt werden muss. Und diese Bindung erfahren wir zuerst darin, dass uns selbst diese Freiheit



geschenkt ist. Das Geschenk unseres Lebens, die Gnade, vor Gott sein zu dürfen, der ich bin und die Erfahrung der Liebe - unser Leben ist ein Geschenk der Freiheit in Christus.

Hinter dem Anspruch an den öffentlichen Auftrag steht auch eine innere Herausforderung, die uns vermutlich immer wieder beschäftigen wird. Es ist die Gemeinschaft von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen in diesem Leitungsgremium. Karin Aulike hat in der letzten Ausgabe der Evangelischen Zeitung nach 27 Jahren landessynodaler Mitgliedschaft bilanziert, dass die hauptamtliche Sachkompetenz den Ehrenamtlichen deutlich voraus sei. Deshalb brauche es ein starkes Selbstbewusstsein, sich auf ernsthafte Auseinandersetzungen einzulassen. Ich habe diesen klaren Ermutigungsruf gerne gehört. Auch in dieser Landessynode wird es zu Irritationen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen kommen, und es wird weiterhin ungleiche Kenntnisse über interne Vorgänge geben. Doch es lohnt sich, dass wir dieses Thema explizit benennen und immer wieder kritisch überprüfen. Dieser Unterschied darf nicht unsere Diskussionen und die Qualität der Entscheidungen betreffen. Ich selbst schätze die Gespräche, in denen wir hier über haupt- und ehrenamtliche Grenzen hinweg den Bischofsbericht ehrlich und strittig diskutieren. Denn erinnern wir uns: Wir sind nicht hier, weil wir jeweils besondere Kompetenzen mitbringen, egal ob haupt- oder ehrenamtlich. Die sind wichtig, manchmal sogar entscheidend, sie helfen uns in vielen Dingen, und ich bitte Sie, Ihre Kompetenzen in die Debatten einzubringen. Aber wir sind gemeinsam hier, weil wir unsere Landeskirche als eine geistliche Gemeinschaft repräsentieren. Diese Gemeinschaft in Gott verbindet uns und wir zeigen öffentlich, wie wir sie gestalten und sichtbar werden lassen. Wir sind als Volk Gottes, als sein *laós*, also als Laien zusammen.<sup>3</sup> So wie wir alle Priester sind in unserer Taufe und jeder von Ihnen ein Bischof oder eine Bischöfin durch die Taufe ist, so sind wir zugleich auch alle Laien und gleichgestellt im Volk Gottes.

Der Öffentlichkeitsauftrag unseres Tuns könnte auch eine ganz einfache Form finden, indem sich die Landessynode regelmäßig Gäste einlädt. Es ist nachvollziehbar, dass nicht jede Entscheidung und jede Debatte Menschen ins Henriettenstift zur Debatte zieht (Gott sei's gedankt). Aber mich hat es schon sehr gewundert, nach meinen Erfahrungen in anderen Landeskirchen, dass es keinerlei Grußworte, weder von ökumenischer noch von staatlicher Seite gibt, wenn die Landessynode eröffnet wird. Die Landessynode sollte wahrnehmbarer werden, denn Sie stehen als Synodale auch repräsentativ für fast drei Millionen Christinnen und Christen in unserer Landeskirche. Aus vielen Regionen unseres Landes bilden wir die Weite unserer Kirche in Niedersachsen ab.

Doch das Land ist weit und der evangelischen Kirchen sind viele in Niedersachsen. Eng verbunden sind wir seit vielen Jahrzehnten mit der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig, der Evangelisch-lutherischen Kirche in Oldenburg, der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Schaumburg-Lippe und der Evangelisch-reformierten Kirche. Wir stehen im gleichen Auftrag, wir arbeiten eng zusammen, wir leben im gleichen Bundesland. Ich meine, wir sollten dieser Verbindung auch einmal einen besonderen Ausdruck geben und innerhalb der nächsten

---

<sup>3</sup> Paul M. Zulehner, Seht her, nun mache ich etwas Neues. Ostfildern 2011, S.190

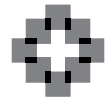


drei Jahre zu einer großen gemeinsamen Synode zusammenkommen. Das wäre dann so etwas wie ein kleiner niedersächsischer Kirchentag. Wir würden uns auf der Ebene der Landeskirchen besser kennenlernen, würden uns vielleicht über bestimmte Eigenarten wundern und doch den gemeinsamen Dienst der Kirchen zusammen begehen und feiern. Es wäre ein Signal, dass es uns bei dem gemeinsamen evangelischen Erbe in unserem Land nicht um landeskirchliche Ressorts geht, sondern um den Blick auf das ganz Niedersachsen, mit mehr als 3,7 Millionen evangelischen Stimmen. Sicher wäre für eine solche einmalige „Großsynode“ viel vorzubereiten, und ich höre schon all die wichtigen und die erwartbaren Gegenargumente. Doch wenn alle Synoden zustimmen, könnte es eben nicht nur ein deutliches Signal des Kennenlernens und der Gemeinschaftspflege sein, sondern auch eine Aufforderung zu gemeinsamer Beschlussfassung über Fragen, die die neue Konföderation vielleicht stellt.

### **Landeskirche und Ökumene**

Unser Handeln als Kirche ist, so sagt nicht nur der Name unserer Landeskirche, sondern auch unsere theologische Deutung, lutherisch. Wir zitieren Schriften und lesen Auslegungen von Martin Luther, hören vom Kleinen und Großen Katechismus und verständigen uns über unseren Glauben bis in die Liturgie hinein auf lutherischem Hintergrund. Allerdings wissen wir, dass die Differenzen zwischen reformierten und lutherischen Christen und für viele auch zwischen den evangelischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche kaum noch verstanden werden. Es ist eine der häufigsten Fragen, wenn ich in Schulen bin: Was unterscheidet die evangelische von der katholischen Kirche? Wenigstens fragen die Schüler und Schülerinnen noch.

Wir sind auf dem Weg der Konföderation, also der engen Zusammenarbeit zwischen den evangelischen Kirchen in Niedersachsen, einen wichtigen Schritt im letzten Jahr gegangen. Wir haben unsere Partnerschaft verschlankt und werden sie offiziell ab dem 1.1.2015 effizienter und profilierter gestalten können. Dabei ist es für uns schon lange selbstverständlich, dass im Gefolge der Leuenberger Konkordie die evangelisch-lutherischen Kirchen und die reformierte Kirche eine Kirchengemeinschaft in vielfältiger Gestalt leben. Wir verstehen uns als evangelische Kirchen und finden deshalb auch lutherische Bekenntnisschriften und reformierte Bekenntnisschriften im Anhang unseres Gesangbuches. Dort stehen Auszüge aus der Confessio Augustana von 1530, die für die Identitätsbildung der lutherischen Kirchen entscheidend waren, aber auch Auszüge aus dem Heidelberger Katechismus, die für die reformierten Christen zentral sind, ebenso wie die Barmer Theologische Erklärung von 1934. Das sind die Bekenntnisse, in denen zu einer bestimmten Zeit formuliert wurde, was es heißt, evangelischer Christ zu sein. Es würde sich lohnen, in diesen nicht ganz einfachen Fragen über die konfessionellen Differenzen einmal die Debatte in unserer Landeskirche zu führen. Denn immer wieder kommen wir auf diese Bekenntnistexte zurück und beziehen sie auf unser Glaubensverständnis und unsere Weltsicht. Es wird von uns verlangt, nicht nur biblische Geschichte nachzuerzählen und zu deuten, sondern auch die Bekenntnisgeschichte unseres Glaubens erzählen zu können. Warum glaubst du, so wie du glaubst? Für mich ist dabei die Erinnerung an 80 Jahre Barmer Theologische Erklärung, die im Mai diesen Jahres begangen wird, ein wichtiger Punkt. Die Theologische Erklärung der Bekenntnissynode in Barmen vom



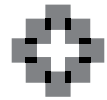
31. Mai 1934 ist die zentrale theologische Äußerung der Bekennenden Kirche unter der nationalsozialistischen Herrschaft und richtete sich gegen die falsche Theologie und das Kirchenregime der sogenannten „Deutschen Christen“. Denn die hatten damit begonnen, die evangelische Kirche der Diktatur des „Führers“ anzugleichen. Dieser Bekenntnistext ist auch deshalb so wichtig, weil er sich mit Erinnerungen verbindet, die wir in diesem Jahr ebenfalls begehen: dem Beginn zweier Weltkriege. Wir schauen auf die Geschichte Europas und fragen nach der Rolle der christlichen Kirchen in diesen Kriegen. Und darüber steht das Jahresmotto der Reformationsdekade, das sich die evangelischen Kirchen für 2014 gesetzt haben: Reformation und Politik. Wie also haben wir uns in der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert als Kirchen zur Obrigkeit verhalten? Wie beschreiben wir das Verhältnis zur Politik? Und welche Texte spielten eine Schlüsselrolle beim Verhältnis evangelischer Christen zum Staat? Ohne die Barmer Theologische Erklärung kann man diese Geschichte nicht erzählen, denn sie sieht gerade den säkularen Staat im Wort Gottes begründet. Das Wort Gottes will einen Staat, der „nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden“ sorgt, heißt es dort.

*„Fürchtet Gott, ehrt den König.“ 1. Petr 2,17 „Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt. Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.“ (5.These der Barmer Theologischen Erklärung)*

Deshalb befürworten die Barmer Thesen die positive weltanschauliche Neutralität des Staates. Eine Überhöhung des Staats dagegen, die ihn zur „einzigen und totalen Ordnung menschlichen Lebens“ machen würde, lehnen sie ausdrücklich ab. Staat, Wirtschaft und jede andere menschliche Ordnung sind um ihrer selbst willen auf Selbstbegrenzung angewiesen. Ich wünsche mir sehr, dass wir es in dieser Landessynode schaffen, uns intensiver mit der Barmer Theologischen Erklärung auseinanderzusetzen. Dafür berate ich zurzeit mit der Evangelischen Akademie in Loccum über einen Studientag und möchte eine grundlegendere Debatte durch meinen nächsten Bischofsbericht im Juni anstoßen.

Die Begegnung mit der katholischen Kirche bleibt der verbindliche Auftrag unserer Landessynode. Der Präsident der 24. Landessynode Jürgen Schneider und ich haben vor zwei Jahren den Diözesanrat des Bistums Hildesheim besucht. Es ist das Laiengremium, welches die Arbeit des Bischofs in der Diözese begleitet, Mitverantwortung für die Seelsorge im Bistum trägt und bei pastoralen und gesellschaftlichen Fragen beratend oder auch beschließend mitwirkt. Sicher nicht mit der rechtlichen Entscheidungsgewalt einer evangelischen Landessynode

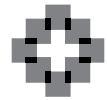




ausgestattet, aber mit einem aufmerksamen Blick auf die pastoralen Aufgaben innerhalb der Gemeinden und funktionalen Ämter. Welche Aufgaben können und sollen von Laien wahrgenommen werden und in welchen Bereichen können wir enger und intensiver miteinander unsere Arbeit verknüpfen? Ich wünsche mir sehr, dass diese Begegnung zwischen den beiden „Laiengremien“ zukünftig intensiviert werden kann. Viele der Fragen in der Übernahme von pastoraler Verantwortung werden auf der Laienebene ausgetauscht. Welche Aufgaben übernehmen in unserer Landeskirche Prädikantinnen und Prädikanten und Laien mit einem pastoralen Auftrag innerhalb der katholischen Kirche? Man kann in der Praxis, aber auch in den theologischen Vorstellungen darin eine ganze Menge lernen. Wir haben hervorragende ökumenische Beziehungen zwischen unseren Kirchen. So ist es einmalig, dass es ein gemeinsames Projektbüro für die missionarischen Initiativen der christlichen Kirchen gibt, das von der hannoverschen Landeskirche und dem Bistum Hildesheim gemeinsam gegründet wurde und von einer evangelischen und einer katholischen Theologin aufgebaut wird. Am 3. Februar diesen Jahres wurden sie beide in ihren Dienst eingeführt. Das ist auch ein Ergebnis des missionarischen Kongresses „Kirche hoch zwei“. Hier in Niedersachsen ist so etwas möglich. Es gibt eine ganze Reihe von Aufgaben, in denen wir Seite an Seite stehen. Wir stehen gemeinsam im Anfangsgrund der Taufe zu Gott. Nichts trennt hier einen katholischen von einem evangelischen Christen. Und an vielen Stellen, wo es um die seelsorgerliche und tröstende Aufgabe der Kirche geht, wo wir Zeugen des Heils in Jesus Christus sind, arbeiten wir Hand in Hand. In Krankenhäusern und Gefängnissen, in der Bahnhofsmission oder der Notfallseelsorge und oft in der Diakonie und Caritas. Welch ein schöner Ausdruck ökumenischer Gemeinschaft wäre es, wenn einmal ein katholischer Bischof oder Laie eine Bibelarbeit in einer evangelischen Landessynode halten würde und es regelmäßige Begegnungen zwischen den evangelischen und katholischen Laiengremien geben könnte.

Die Beziehungen der Ökumene werden uns weiter intensiv beschäftigen, verbunden mit den Herausforderungen des interreligiösen Dialogs. Die Kirche von morgen wird eine Kirche aller Menschen sein, und sie wird viel bunter sein, als wir es uns momentan wohl vorstellen können. Die christliche Gemeinde, von der wir im Neuen Testament lesen, ist eine Gemeinschaft in Vielfalt. „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ Diese Sätze des Apostels Paulus im Brief an die Gemeinden in Galatien (3,28) machen deutlich, wie das Miteinander verschiedener Kulturen, auch religiöser Kulturen, ein Zeichen unserer kulturellen Zukunft sein wird.

Erst langsam gewöhnen wir uns daran, dass die Pluralität unterschiedlicher Kulturen eine Bereicherung ist. Ein Blick ins Gesangbuch genügt, um zu sehen, dass neben Liedern, die in Deutschland komponiert und gedichtet worden sind, Melodien und Texte aus anderen Ländern aus unseren Gottesdiensten nicht wegzudenken sind. Gleichzeitig ist Vielfalt aber auch Anlass für Missverständnisse und Konflikte. Erst im Streit brach sich die Einsicht Bahn, dass der Glaube an Christus nicht auf eine bestimmte Kultur festgelegt ist, sondern dass Menschen aus allen Kulturen und Sprachen der Welt Christenmenschen sein können. Wie sich Christinnen und Christen damals auf den Weg gemacht haben, so verlassen auch heute Menschen, die an Jesus Christus glauben, ihre Heimat. Einige von ihnen kommen nach Deutschland. Rund zwei Drittel der Migrantinnen und



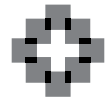
Migranten in unserem Land gehören einer christlichen Tradition an. Unter ihnen sind Presbyterianerinnen aus Korea ebenso wie Mitglieder von Brüdergemeinden aus Russland, Orthodoxe aus Griechenland und Pfingstler aus Ghana, Katholiken aus Brasilien und Lutheraner aus Finnland. Die Breite des weltweiten Christentums beginnt sich in Niedersachsen zu verwurzeln.

Die Gemeinden, in denen sich Zugewanderte im Namen Jesu Christi versammeln, müssen sich auf eine andere Kultur und eine andere Gesellschaft einstellen.

Ob wir nun Migrationsgemeinden angehören oder Kirchen, die schon lange hier bestehen – wir alle sind Glieder an dem einen Leib Christi. „Wir sind“, wie Paulus schreibt, „durch einen Geist alle zu einem Leib getauft, wir seien Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie“ (1. Kor. 12,13). Damit stehen wir vor aktuellen Herausforderungen: Wie können wir einander als Geschwister im Glauben begegnen? Wie können wir einander von unserem Glauben erzählen, so dass wir einander bereichern? Was können wir gemeinsam tun? Ich freue mich über all jene, die in unserer Landeskirche auf christliche Migrantinnen und Migranten und deren Gemeinden zugehen.

Und diese Freiheit, die wir in der Begegnung mit Migrationskirchen brauchen, die benötigen wir auch innerhalb unserer Landeskirche. Wir müssen immer wieder Auftrag und Wesen, Form und Inhalt unserer Kirche überprüfen. Der Geist wirkt oftmals auch an Stellen, an denen wir es eigentlich lieber nicht wollen. Lebendige Initiativen, die nicht zuerst nach dem Wesen oder der Form fragen, sondern loslegen. Martin Luther hatte damit auch seine Erfahrungen und sich in vielen Predigten darüber aufgeregt und manchmal auch verheerende Texte geschrieben. Die Freiheit des Evangeliums wird nicht durch das Landeskirchenamt, diese Landessynode oder den Kirchensenat, auch durch keinen Bischof normiert. Wir brauchen den Freiraum, um Gestalten von einer zukünftig vielfältigen Kirche zu ermöglichen. Eine Kirche, deren Formvielfalt ein Zeugnis biblischer Vielfalt ist und als missionarische Kraft ausstrahlt.

Die Arbeit, die auf uns wartet in der Kirche, könnte uns ratlos machen, wenn wir uns nur an Statistiken, Evaluationen und Kirchenbesuchen orientierten, wenn wir glaubten, die demographischen Vorhersagen und die sinkende Kirchenmitgliedschaft würden uns die Zukunft der Kirche vorhersagen. Doch ich träume von einer Kirche, die sich in großer Freiheit darauf einlässt, weniger, aber eben nicht schwächer zu werden. Es gibt eine eigenartige Geschichte aus dem 1. Buch der Chronik. Der Satan reizte David dazu, Israel zählen zu lassen. David sprach zu Joab und zu den Obersten des Volkes: „Geht hin, zählt Israel von Beerscheba bis Dan und bringt mir Kunde, damit ich weiß, wie viel ihrer sind!“ So wurden alle gezählt. Es waren von ganz Israel 11 mal hunderttausend Krieger und von Juda vierhundertsiebentausend Mann, die das Schwert trugen. Vermutlich wurde auch bei dieser Statistik gefälscht. Die Zählerei aber missfiel Gott, denn David setzte auf die Zahl statt auf die Kraft Gottes. Gott schlägt sein Volk, eine Pest kommt über Israel, und es sterben 70.000 Menschen (1. Chr. 21). Meist wird ja das Volk geschlagen, wenn die Könige sündigen. David bekehrt sich, wie immer etwas spät: „Ich habe schwer gesündigt, dass ich das getan habe.“ (2. Sam. 24,10). Wer fasziniert ist von Zahlen, muss überlegen, wie viel Vertrauen er noch auf Gott setzt. David baut den Tem-



pel nicht, er hat zu viel gezählt, zu viel Blut vergossen und zu viel auf Schwerter und Eigenstärken gesetzt. Wachsen ist zunächst ein geistlicher Begriff, er bedeutet nicht einfach größer und mehr werden. Die Ehre und das Recht Gottes sollen wachsen; das Reich Gottes soll wachsen, und das heißt nicht einfach, dass die Kirche wachsen soll. Es gibt die ekklesiologische Verblendung, in der wir die real existierende Kirche und das Reich Gottes in eins setzen. War die Kirche je groß? War unsere abendländische Gesellschaft je so christlich, wie wir vermuten? Liegt ein Teil unserer Aufgabe nicht auch in der Korrektur des falschen Bildes, es hätte einmal eine Zeit gegeben, in der der Geist Christi eine selbstverständliche Stätte in unserer Gesellschaft gehabt hätte, und heute aber sei dieser Geist verjagt und aufgegeben? Der christliche Glaube ist lebendig und gegenwärtig in unseren Kirchen und unserer Gesellschaft. Die Stimme des Protestantismus ist hörbar, das Evangelium breitet sich aus. Und unsere Synodentagungen sind auch eine Möglichkeit, das auszudrücken. Nicht moralinsauer, sondern eher „des-Nachdenkens-wert“. Es wäre ein Leichtes, um nur ein Beispiel zu nennen, nun auch von kirchlicher Seite einzustimmen in die moralischen Verfehlungen der berühmten Steuersünder oder eines ehemaligen Bundespräsidenten. Doch mag es nicht viel wichtiger sein, darüber nachzusinnen, wie eine Gesellschaft, die hohe und höchste Maßstäbe an öffentliche Personen anlegt, Vergebung einüben kann? In unserer Gesellschaft gibt es kein Zuviel an Ver-söhnung, aber eine Inflation an moralischer Scheinheiligkeit und Schadenfreude.

## **Kirche und Welt**

Unsere Kirche ist eine Kirche mit dem Gesicht zur Welt. Diese Zuwendung zur Welt findet ihren Ursprung in der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Sie findet zudem in der Theologie der Reformatoren einen besonderen Reflex. „Gott hat seine Kirche und christliche Gemeinde mitten in die Welt unter unendliche äußerliche Aktion, Geschäfte, Beruf und Stände gesetzt, damit die Christen nicht Mönche sollten sein, sondern sollen unter Leuten leben und gesellig sein, auf dass ihre Werk und Übungen des Glaubens kund und offenbar werden.“

„Die Reformation ist ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die epochalen Veränderungen, die sie hervorbrachte, hatten Wirkungen quer durch alle Kontinente. Was von ihr ausging, ist darum ein Ereignis nicht nur von nationaler, sondern von europäischer, ja, weltweiter Relevanz.“ So lautet die erste These, die der wissenschaftliche Beirat zum Reformationsjubiläum formuliert hat. Wir leben, sichtbar und unsichtbar, in den Folgen dieses Ereignisses. Durch die Reformation ist das Grundthema „Der Mensch in seinem Verhältnis zu Gott, zu sich selbst und zu den Mitmenschen“ grundlegend neu bestimmt worden. Der Protestantismus hat „das gesamte private und öffentliche Leben, gesellschaftliche Strukturen und das Wirtschaftshandeln, kulturelle Wahrnehmungsmuster und Mentalitäten ebenso wie Rechtsauffassung, Wissenschaftskonzepte und künstlerische Ausdrucksformen mitgeformt.“

Niedersachsen war eines der ersten Bundesländer, das den Reformationstag 2017 als einmaligen gesetzlichen Feiertag beschloss. Wir freuen uns sehr, dass ausgehend von einem Vorschlag des Landtagspräsidenten nun eine Debatte begonnen hat, ob dieser Tag nicht als gesetzlicher Feiertag alljährlich geschützt werden könnte. Ich begrüße diese Initiative sehr. Es wird bei einem solchen Feiertag nicht um eine konfessionell abgegrenzte Profilierung gehen. Für ein solches Verständnis bieten



uns die Themenjahre seit 2009 schon vielfältige Ideen, die auf die Verantwortung der Reformation hinweisen. Es darf keine Selbstbeschäftigung sein sondern es muss sich eine intensive Dialogstruktur herausbilden, zwischen den Konfessionen und den Religionen einerseits und zwischen Gesellschaft und Religionen andererseits, wenn es um diesen Feiertag geht. Wenn man die Themenjahre: Reformation und Toleranz 2013 und Reformation und Politik 2014 nimmt, erkennen wir, wie zahlreich die Initiativen von Seiten der Kirche in die Gesellschaft hinein waren und sind. Für mich ist dabei besonderes wichtig, dass das Verhältnis von Religionsgemeinschaften und Staat, von Religionsfreiheit im säkularen Staat in zahlreichen Debatten befruchtend wirkte.

Wir als hannoversche Landeskirche bieten uns an, mit allen anderen evangelischen Kirchen in Niedersachsen, die Diskussion über den Weg zu einem gesetzlichen Feiertag nicht nur zu begleiten, sondern mit zu führen. Es wird eine politische Entscheidung bleiben, aber sie braucht eine intensive theologische Diskussion vorweg. „Die Bewahrung und Fortentwicklung der modernen westlich geprägten Kultur kann heute nur geschehen, wenn beides zur Geltung gebracht wird: das gemeinsam Christliche und das je besondere Profil der Konfessionen – konfessionelle Differenz und ökumenische Gemeinsamkeit.“ Die 21. These des wissenschaftlichen Beirats zur Reformationsdekade markiert, was mit einem solchen gesetzlichen Feiertag erreicht werden kann.

## **Halleluja**

Ein Hinweis für die neuen Landessynodalen. Seit meinem ersten Bischofsbericht liegt mir viel daran, immer wieder von der großen Freude in meinem Dienst zu berichten. Dazu könnte ich eigentlich seitenlang schreiben, so voll ist oft mein Herz von den Begegnungen, den Briefen, den Gottesdiensten. Mich erfüllt dabei fast immer die Begegnung mit Menschen. Darüber stimme ich deshalb am Ende jedes Bischofsberichtes ein Halleluja an. Es ist ein dankbarer Ruf für den wunderbaren Gabenreichtum in unserer Kirche.

Auf meine Weihnachtspost gab es in diesem Jahr besonders viele Reaktionen. Besonders bewegt haben mich einige Antworten aus dem Kreis der Pfarrwitwen. Sie hatten, wie alle aktiven und ehemaligen Pastoren und Pastorinnen auch, einen Weihnachtsbrief bekommen. Gerda Meisling, eine Pfarrwitwe, die in einem Pflegeheim lebt, antwortete mir in einer Handschrift, die die große Mühe ahnen lässt, die das Schreiben ihr gesundheitsbedingt mittlerweile bereitet. In ihrem Brief hieß es: „Da unser Pastor hier schon fast ein Jahr krank ist, habe ich hier im Haus die Andachten übernommen. Das sind zurzeit schon über 40 Andachten. Und das mit großer Freude, weil es sonst ausgefallen wäre“.

Ihr und all den Männern und Frauen, die jahrzehntelang in der Kirche gedient haben und nicht zuerst nach Zuständigkeit fragen, sondern ihren Glauben zeugnishaft leben, ihnen gehört heute mein dankbares Halleluja.

## **Zum Schluss**

Mit dem persönlichen Glauben habe ich begonnen. Mit dem persönlichen Glauben möchte ich enden. In der zweiten Bitte des Vaterunsers heißt es: „Dein Reich komme“, wozu Martin Luther ausführte:



*„Was ist das? Gottes Reich kommt auch ohne unser Gebet von selbst, aber wir bitten in diesem Gebet, dass es auch zu uns komme.“*

Doch wie bitten wir darum? Indem wir immer wieder mit Gott das Gespräch suchen. In meiner alten Arbeitsstelle als Propst in Lübeck hatte ich mit vielen Engagierten den Kirchenkreis neu organisiert und viele Umstellungen vorgenommen. Als das weitestgehend gelungen war, wollten wir uns um den missionarischen Aufbruch kümmern. Wir glaubten zuerst, auch dafür bräuchte es nun große Planungen. Missionarische Festivalisierung. Man müsste eine Steuerungsgruppe, Beirat und Projektentwickler einsetzen, Budgets bereitstellen, hauptamtliche Stellen schaffen, Zielvereinbarungen treffen und die Zwischenschritte evaluieren. So begriffen wir Mission als ein großes Projekt und sind grandios gescheitert. Es war eine große Niederlage. Aber etwas blieb aus dieser Niederlage. Ein kleines Zeichen. Und dieses Zeichen wandert nun, seit fast zehn Jahren, mit mir. Eine Karte mit einem Gebet. Ein guter Freund schlug es mir vor. Eine Gebetskarte, die wir damals vielfach verteilt haben, und die bis heute zumindest in meiner Geldbörse bewahrt wird. Ein Gebet, das in aller missionarischen Kraft für unsere Kirche nur den Anfang beschreibt. Mehr braucht man nicht:

*„Gott erwecke deine Kirche und fange bei mir an! Gott, baue deine Kirche und fange bei mir an! Gott, lasse deinen Geist Neues schaffen und fange bei mir an! Gott, bringe deine Liebe und Wahrheit zu allen Menschen und fange bei mir an! Amen.“*

Ich danke Ihnen.